

(Nachdruck verboten.)

Der Schiffsjunge.

4) Eine Seegeschichte von Peter Egge.

Einzig autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.

Der Mann folgte ihrem Blick, und seine Worte glitten langsam und gleichsam weich hervor.

Michel schielte nach den Beiden hin, hielt mit einer Hand das Rad und gab ihm hie und da einen Stoß. Wenn war ihm dankbar, jedesmal, wenn dieser Stoß kam.

Wenn sie nur gehen wollte.

Er hörte sie davon reden, daß sie sich darauf freute, in den Passat hineinzukommen. Es wäre so kalt und häßlich nun in diesen Tagen.

„Gute Nacht denn, Steuerermann!“

„Gute Nacht, Frau Kapitän!“

Er schlenderte zum Steuer zurück.

„Na, wie geht's?“

Er blickte auf den Kompaß, sagte aber nichts; die Schute lag auf dem Strich.

„Nun mußt Du auch eine Stunde Auslug haben. Du sollst ja Voll-Seemann werden, soviel ich weiß!“

Wenn ging hinaus auf die Back, froh, so gut vom Steuer fortgekommen zu sein. Noch waren ihm die Ohren ganz heiß. Aber die Freude war doch keine ganze; es schien ihm fast eine Demüthigung, daß die Schiffersfrau ihn gar nicht beachtet hatte. Er hatte nicht gewünscht, daß sie ihn ansprechen sollte, während er am Steuer beschäftigt war, aber trotzdem...

Sie konnte sich natürlich nicht denken, daß er von den Damen, die er kannte, eine andere Behandlung gewöhnt wäre, aber er war wohl auch in ihren Augen wie in denen der Matrosen nur Schiffsjunge...

Wenn starnte vorn hinaus, aber er sah nur die großen, ruhig rollenden Bogen, das schwarze Meer. Dann begann er hin und her zu trampeln, um sich zu erwärmen.

Die Frau hätte gut, ohne in den Kompaß zu sehen, sagen können:

„Finden Sie es amüßant, zu steuern?“

Er befaß sich genau auf das einzige Mal, wo er mit ihr gesprochen hatte. Es war am Morgen des Abfahrtsabendes. Er stand an der Reeling noch in seinen Staatskleidern. Da sah er einen Fährmann an der Schute anlegen. Eine junge Dame saß mit einigen Packeten unten im Boot neben ihm. Er mußte, daß es die Frau des Kapitäns war und stürmte die Strickleiter hinab, küßte den Hut und ergriff das größte Paket. Sie starnte ihn fast erstaunt an, als wollte sie sagen: „Was bist Du für Einer?“

Wenn küßte wieder den Hut und sagte erklärend:

„Mein Name ist Benjamin Frank. Ich bin als Schiffsjunge gehonert hier an Bord.“

Er meinte, es klinge verdammt seemännisch, wenn er das Wort „heuern“ gebrauchte.

Sie warf einen blüßschnellen Blick nach der Reeling hinauf, wie um zu sehen, ob jemand bemerkte, was er, dieser drollige Bursche, that. Und er wurde ein ganz, ganz kleines Lächeln in einem ihrer Mundwinkel gewahr. Er folgte dem Blick und sah dort oben den zweiten Steuerermann; der wandte sich dann aber ab, und es war Benu, als wenn er lachte.

„Darf ich der Frau Kapitän nicht bei den Packeten helfen?“ fragte er, verlegen und erstaunt. Er hatte doch wohl keine Dummheit begangen?

Da lächelte sie so hübsch, wie Benu noch niemals jemand hatte lächeln sehen und sagte:

„Ja, besten Dank. Uebrigens komme ich auch schon selbst zurecht. Es ist ja so wenig.“

Dann sprang er vor ihr mit den Packeten hinauf.

Diese kleine Szene hatte der zweite Steuerermann am Hinterdeck zum besten gegeben und der Steward sie einem der Matrosen wiedererzählt, der sie eines Abends zum großen Vergnügen der Kameraden in der Kooß vortrug. Sie hatten ihn geneckt, einige gutmüthig, andere höhnißch.

Daß er auch dafür leiden sollte, daß er höflich und wohl-erzogen war! War denn etwas Lächerliches dabei, daß er so

höflich war? Das meinten wohl alle an Bord? Die Frau auch; sonst hätte sie nicht dem zweiten Steuerermann zugelächelt. Aber sie war wohl nicht an solche Aufmerksamkeit von diesen rohen und gewöhnlichen Menschen gewöhnt. Sie hatte die wenigen Male, da sie sich auf Deck hatte sehen lassen, nicht ein Wort an ihn gerichtet — auch heute Abend nicht. Sie wußte seine Aufmerksamkeit schlecht zu schätzen. Sie konnte nicht sonderlich gebildet sein. Sie mußte doch bedenken, daß er aus guter Familie stammte, einer ebenso guten, wie die ihrige vielleicht war, daß er selbst gebildet war und mehr Kenntnisse besaß, als sie, darüber konnte wohl kaum ein Zweifel sein...

Er sah an seinen Kleidern herab.

Freilich war er jetzt nicht sonderlich gekleidet. Aber, du lieber Gott, wer konnte sich sauber halten, wenn man sich schinden und abrackern mußte wie er?

Und er dachte daran, wie flott dieser Arbeitsanzug bei der Abfahrt ausgesehen, da er damals ganz neu war. Er wäre fein genug gewesen, sich in ihm vor den Freundinnen daheim zu zeigen. Er kratzte an den großen Riswunden an den Fingern innen in der Hand. Es that weh, und er wurde ungeduldig: hu, daß er noch nicht in New-York war! Dann konnte er bald wieder in Europa sein. Und nach Hause kommen. Er würde dann in einem Jahr das Studentexamen machen, wenn er privatim fleißig studierte!

Dann beschäftigte er sich wieder mit der Schiffersfrau. Er interessierte sich nicht im geringsten für diese Schiffermadame, Merry Olsen geborene Schnor. Solch hübsche und vornehme Damen hatte er früher genug gesehen! War sie hochmüthig, konnte er es, zum Teufel, auch sein. Er würde nicht einmal nach der Seite hinsehen, wo sie ging, wenn sie auch noch so viele Pakete schleppte. Er wollte unhöflich, ja unverschämt sein...

Die Schute legte sich so auf die Seite, daß er sich irgendwo halten mußte, um nicht zu fallen. Er richtete sich wieder auf und blickte hinaus. Keine Laternen. Alles war still. Es blieb auch für den Rest der Wache ganz hübsches Wetter; so brauchte er heute Nacht nicht hinaufzuklettern...

Eine ganze Weile stand er in Gedanken versunken.

„Siehst Du etwas, Benu?“

Es war der Steuerermann, der nach vorn gekommen war, ohne von ihm gehört zu werden.

Wenn starnte hinaus, und ihm wurde Angst: ein rothes Licht in Luwart.

„Ja, eine Laterne; aber sie ist noch sehr weit fort!“

Er versuchte seiner Stimme einen so ruhigen Klang wie möglich zu geben.

Der Steuerermann stieg auf die Mastspiren und reckte den Hals.

„Ist sie weit fort? Ich glaube, hol mich der Teufel, Du hast da geessen und geschlafen!“

„Ach wo, ich stehe ja!“

„Na, dann siehst Du und schläfst! Warum ruffst Du denn nicht!“

Wenn schwieg.

„Wenn das noch einmal vorkommt, bekommst Du Hiebe! Nun weißt Du es!“

Dann ging er zum Achterdeck.

Wenn stand beschämt und wüthend. Daß dieser Mann ihn in seiner Art sehr rücksichtsvoll behandelt hatte, war in diesem Augenblick vergessen. Er dachte nur daran, daß er ihm nun mit Prügelein gedroht hatte. Er sollte wie ein kleiner Junge bestraft werden.

Seine Unaufmerksamkeit konnte er nicht verantworten; aber das machte seine Erbitterung nur noch größer. Er schluchzte laut auf und verwünschte die Steuerleute wie die Mannschaft und all' sein Unglück. —

IV.

Auf Hundewache*), einige Tage später.

Auf!“

Wenn erwachte.

„Auf! Großjegel soll fest!“

Es war Divind's Stimme mit dem heiseren Stimmwechsel.

*) Die Wache zwischen 12 Uhr nachts und 4 Uhr morgens.

Klang. Wenn steckte den Kopf aus der Koje heraus und begegnete dem des Freundes. Das Wasser tropfte von ihm herab und der Schweiß perlte auf seinem rothen Gesicht hervor. Wenn begriff sogleich, daß Divind ihn hatte wecken wollen, er sollte als erster angekleidet sein, damit ihm niemand etwas sagen könnte.

„Spüte Dich, Wenn, Du mußt auch Delleider anziehen. Die See schlägt herein.“

Nun wurde ihm die Situation erst klar. Er hörte die Wogen über das Dach der Koje trommelnd, plätschend und rollend hinspülen und das Heulen und Kreischen des Sturmes, der wie ein Nothschrei in der Nacht stieg und wieder sank.

Er fühlte, wie die Schute sich einmal ums andere mal auf die Seite legte, und ehe er sich dessen versah, schlug sein Kopf gegen die Kojenwand, so daß es schmerzte. Er kroch vorsichtig und langsam hinaus. Die Hände klammerten sich am Kojenrand fest, an der Schiffskiste, an den Kleiderrechen, an der bloßen Wand. Er rollte seine Decken in ein Bündel zusammen und ließ sich barsfuß auf dem nassen Boden nach See hinübergleiten. Hier begann er sich so schnell wie möglich anzukleiden.

Divind fuhr zur Thüre hinaus.

„Ach Gott!“ murmelte Wenn, und in dem Wort lag seine Müdigkeit, sein Schmerz und seine Ungebuld. Er bekam eine kleine Anwandlung von Seekrankheit, und das erinnerte ihn unwillkürlich an gefährvolle Stellungen hoch oben, an Demüthigungen, an körperliche Leiden, an Schrecken und Grauen.

Einer nach dem andern von seiner Wache kam zwischen den Vorhängen der Kojen zum Vorschein, schlaftrunken und erbittert.

Wenn hörte die Zurufe der Mannschaft draußen bald nah, bald fern. Die Rufe erstickten einige Male, als wenn sie im Draußen des Sturmes und der Wogen ertranken, tauchten wieder auf und verschwanden plötzlich, als wenn der Rufende den Mund voll Wasser bekommen hätte. Dann ertönten sie wieder.

„Hoi! A—streckt! A—halt!“

Er hörte aus diesen athemlosen und hervorgepreßten Schreien, wie schwer man arbeitete. Es lag etwas Verzweifelte darin. Es war, als schrie man sich verzweifelte Kraft an.

Ein Schlag gegen die Thüre, als sollte sie zerschmettert werden, und ein feiner Wasserstrahl schoß durch eine Spalte herein. Darauf plätschern und Rieseln von Wasser, das zurückfiel und in alle Ecken und Winkel auf seinem Wege hinein- und hinauslief.

(Fortsetzung folgt)

(Nachdruck verboten.)

Der Verlassene.

Von Guy de Maupassant. Deutsch von Wilhelm Thal.

„Wahrhaftig, ich glaube, Du bist toll, liebe Freundin, bei einem solchen Wetter einen Ausflug aufs Land machen zu wollen. Seit zwei Monaten hast Du merkwürdige Ideen. In den 45 Jahren, die wir verheiratet sind, hast Du nie solche Phantastien gehabt. Mit Vorliebe wählst Du Fécamp, eine traurige Stadt, und Du, die Du Dich nie bewegt, hast eine solche Wuth, Dir Bewegung zu machen, daß Du am heißesten Tage des Jahres durch die Felder spazieren willst. Sage doch d'Apréval, er soll Dich begleiten, er erfüllt ja alle Deine Launen. Was mich betrifft, so möchte ich lieber mein Nachmittagschläschen halten.“

Frau von Cadour wandte sich zu Ihrem alten Freunde: „Kommen Sie mit, d'Apréval?“

Er verneigte sich lächelnd und sprach mit einer Galanterie vergangener Zeit: „Ich gehe, wohin Sie gehen.“

„Nun gut, holt Euch nur einen Sonnenstich,“ erklärte Herr v. Cadour und kehrte in das Badehotel zurück, um sich ein bis zwei Stunden auf sein Bett zu strecken.

Sobald sie allein waren, brachen die alte Frau und ihr alter Gefährte auf. Sie sagte mit ganz leiser Stimme, ihm die Hand drückend: „Endlich . . . endlich!“

„Sie sind toll!“ murmelte er. „Ich versichere Sie, Sie sind toll! Denken Sie doch, was Sie wagen. Wie dieser Mensch . . .“

Sie fuhr auf. „Oh, Henri, sagen Sie nicht: „dieser Mensch . . .“, wenn Sie von ihm sprechen.“

Mit rauhem Tone fuhr er fort: „Nun denn, wenn unser Sohn etwas ahnte, wenn er Verdacht schöpfte, so hält er Sie, hält uns alle fest. Sie haben es doch ertragen, ihn vierzig Jahre nicht zu sehen. Was haben Sie denn heute?“

Sie hatten die lange Straße verfolgt, die von dem Meer zur Stadt führt, und wandten sich rechts, um die Küste von Etretat zu ersteigen; die weiße Ebene streckte sich unter einem glühenden Sonnenregen vor ihnen aus.

Sie gingen langsam, mit kleinen Schritten, unter der brennenden Hitze. Sie hatte ihren Arm in den ihres Freundes gelegt und sah wie entgeistert, mit starrem Blicke gerade vor sich hin; dann sprach sie: „Sie haben ihn also nie mehr wiedergesehen?“

„Nein, niemals!“

„Ist es möglich!“

„Aber, liebe Freundin, sangen wir doch diese ewige Diskussion nicht wieder von neuem an. Ich habe eine Frau und Kinder, wie Sie einen Gatten haben; beide haben wir also die öffentliche Meinung zu fürchten.“

Sie antwortete nicht, sondern dachte an ihre ferne Jugend und die traurige Vergangenheit. Man hatte sie verheiratet, wie man die jungen Mädchen eben verheiratet. Sie kannte ihren Bräutigam, einen Diplomaten, kaum, und lebte später mit ihm das Leben aller Frauen von Welt. Aber nun liebte sie ein junger Mann, Herr v. Apréval, der ebenso wie sie verheiratet war, mit tiefer Leidenschaft; und während einer langen Abwesenheit ihres Gatten, der nach Indien gereist war, erhörte sie ihn — — —

„Wie lebt er?“ fuhr sie fort.

„Ich habe ihn nicht wiedergesehen; ich weiß es nicht.“

„Ist es möglich, einen Sohn zu haben und ihn nicht zu kennen! Vor ihm Furcht zu haben, ihn von sich zu stoßen, wie eine Schmach . . . oh, das ist entsetzlich!“ —

Sie gingen, von den Sonnenflammen wie ausgebrütet, auf der langen Landstraße einher, und stiegen die Küste hinauf, die noch immer kein Ende nehmen wollte.

„Man möchte es beinahe eine Strafe nennen,“ fuhr sie fort. „Ich habe nie ein anderes Kind gehabt. Nein, ich könnte dem Wunsch, ihn zu sehen, der mich seit vierzig Jahren quält, nicht widerstehen. Ihr begreift das nicht, Ihr Männer. Denken Sie doch, daß ich schon mit einem Fuß im Grabe stehe. Und ich sollte ihn nicht wiedergesehen haben! . . . Nicht wiedergesehen? Ist denn das möglich? Wie habe ich nur so lange warten können? Mein ganzes Leben habe ich an ihn gedacht. Welch' entsetzliche Existenz hat mir das bereitet! Ich bin nicht ein einziges Mal, hören Sie wohl, nicht ein einziges Mal erwacht, ohne daß mein Gedanke nicht ihm, meinem Kinde galt! Wie sieht er aus? Oh, wie schuldig fühle ich mich ihm gegenüber. Darf man sich in solchem Falle vor der Welt fürchten? Ich hätte alles verlassen müssen, hätte ihm folgen, ihn erziehen, ihn lieben sollen! Gewiß wäre ich glücklicher geworden. Aber ich habe es nicht gewagt. Ich war feige. Wie habe ich gelitten! Oh! Wie müssen diese armen verlassenen Wesen ihre Mütter hassen!“

Von Schluchzen beinahe erstickt, blieb sie plötzlich stehen. Der ganze Thallefessel lag stumm und verlassen da unter der drückenden Hitze des Tages. Nur die Heuschrecken ließen in dem gelben, an den beiden Seiten der Straße spärlich wachsenden Grase ihr einläutiges Gezirp ertönen.

„Sehen Sie sich ein wenig!“ sprach er. Sie ließ sich zu dem Rand eines Grabens führen, und setzte sich, das Gesicht in den Händen. Ihre weißen, zu beiden Seiten ihres Gesichtes spiralförmig gewundenen Haar lockerten sich, und sie weinte, von tiefem Schmerz erschüttert.

Unruhig blieb er ihr gegenüber stehen, und murmelte, da er nicht wußte, was er sagen sollte: „Nun . . . nun . . . fassen Sie Muth!“

„Ja, Sie haben recht, ich werde Muth haben,“ versetzte sie, erhob sich, trocknete sich die Augen und setzte sich mit dem schwankenden Schritt einer alten Frau wieder in Bewegung.

Ein wenig weiter verschwand die Landstraße unter Baumgruppen, die einige Häuser verdeckten. Sie unterschied jetzt den regelmäßigen Schlag eines Hammers auf einen Ambos und sah bald auf der rechten Seite einen Wagen vor einer Art niedrigen Hauses und unter einem Schuppen zwei Männer stehen, die ein Pferd beschlugen.

Herr von Apréval trat näher und fragte: „Wo liegt Pierre Benedict's Gehöfte?“

Einer der Männer antwortete: „Schlagen Sie den Weg links ein und geben Sie gerade aus; es ist das dritte Haus nach Poret's Meierei. Es steht 'ne kleine Fichte am Zaun. Sie können sich gar nicht irren.“

Sie wandten sich nach links. Sie ging jetzt ganz langsam, die Füße versagten ihr fast den Dienst, und das Herz schlug ihr so heftig, daß sie fast ersticke.

Bei jedem Schritt murmelte sie wie zum Gebet: „Mein Gott! oh! mein Gott!“ Eine furchtbare Aufregung schnürte ihr die Kehle zu, und sie wankte auf ihren Füßen, als hätte man ihr die Kniekehlen durchgeschnitten.

Nervös und etwas blaß sagte Herr von Apréval in rauhem Tone zu ihr: „Wenn Sie sich nicht besser zu beherrschen verstehen, so werden Sie sich sofort verrathen. Versuchen Sie doch, sich zu mäßigen.“

„Kann ich es denn?“ stammelte sie. „Mein Kind! Wenn ich daran denke, daß ich mein Kind sehen werde!“ . . .

Sie verfolgten einen jener kleinen zwischen den Bauernhöfen sich hinschlängelnden Landwege, die unter einer doppelten Reihe der an den Gräben gepflanzten Buchen gleichsam verschwinden. Und plötzlich befanden sie sich vor einem Zaun, hinter dem eine junge Fichte stand.

„Hier ist es!“ sagte er.

Sie blieb stehen und blickte sich um. Der mit Apfelbäumen

bespangte Hof war groß und dehnte sich bis zu dem kleinen mit Stroh gedeckten Wohnhause aus. Gegenüber lag der Stall, die Remise, die Scheune, der Hühnerhof. Unter einem Schieferdach stand: Wagen, Karren, Kariolet und Kutsche. Vier Hennen pickten im Schatten der Bäume einige Körner auf. Kein Geräusch ließ sich hören, die Hausthür stand offen. Aber man sah niemand. Sie traten ein. Sofort schob ein schwarzer Hund aus einer am Fuße eines großen Birnbaumes stehenden Hütte hervor und begann wüthend zu heulen. Vier an die Hausmauer gestellte Bienenkörbe, die auf Pflanzen gelegt waren, zeigten ihre Strohdächer
(Schluß folgt)

Kleines Feuilleton.

c. e Die Vielweiberei in Utah. An die Erwähnung der Mormonenkirche und des Mormonenthums knüpft sich für die meisten Menschen ganz unwillkürlich der Gedanke an die Vielweiberei; dabei lebt man in dem Glauben, daß diese eigenartige Einrichtung heute in Utah zu den Dingen gehört, die da waren, und daß die Vielweiberei unter den Mormonen nicht häufiger ist als unter Andersgläubigen, daß sie, wenn überhaupt, in Utah unter denselben Verhältnissen und Bedingungen geübt wird, wie in jeder Großstadt, d. h. im Verborgenen. Diese Annahme aber scheint doch irrig zu sein, wenn man nach den Thatfachen urtheilen will, die das in Richfield, Utah, erscheinende Blatt „The Advocate“ bekannt giebt. Die Spalten dieser Zeitung enthalten eine Menge von Mittheilungen, aus denen hervorgeht, daß wenigstens in den kleineren Ortshschaften des Mormonen-Staates die Vielweiberei noch fort-dauert und von den hervorragenden Bürgern ganz offen geübt wird. „In Richfield,“ heißt es im „Advocate“, „sind mehrfache Frauen nicht gerade häufig, aber auch nicht selten“. Die Stellung solcher Frauen ist allgemein bekannt, und weder für sie noch für ihren Gatten entspringt daraus irgend welche Schädigung ihres gesellschaftlichen Ansehens. Von Schande ist keine Rede. Dieselbe Zeitung lenkte unlängst die Aufmerksamkeit auf diesen Stand der Dinge in einem Artikel, der einige weniger elegante als deutliche alt-sächsische Bezeichnungen für die Glieder solcher „Vielehen“ an-wandte, und in welchem gefragt wurde, warum die Ortsbehörden keinen Versuch machten, diese Gesetzesverletzungen zu ahnden. Ein „Entrüstungsturm“ unter den Mormonen des Ortes war die Antwort, und eine der „mehrfachen Frauen“ rächte die ihr und ihresgleichen in dem „Advocate“ widerfahrene Beleidigung dadurch, daß sie dem Redakteur eine kräftige Ohrfeige verabreichte, als sie ihn Tags darauf auf der Straße begegnete. Das Vorgehen jener „mehrfachen Frau“ fand allgemeine Billigung. Der Bürgermeister des Ortes Richfield, selbst ein Mormonen-Bischof, hat, so theilt der „Advocate“ mit, die schlagfertige Dame wegen ihres schnellen Handelns belobt und soll erklärt haben, daß er, wenn dies in seiner Macht stände, jedes Kirchenmitglied exkommuniziren würde, das ein Blatt in seinem Hause duldet, welches derart gehässig von der Vielweiberei spricht. Aus alledem geht hervor, daß es mit der Vielweiberei in Utah prattlich noch lange nicht zu Ende ist, wenn sie auch gesetzlich schon längst für todt erklärt wurde. —

Literarisches.

— Von seinem „Inferno“ hat August Strindberg skandinavischen Blättern zufolge jetzt in der südschwedischen Universitätsstadt Lund den zweiten Theil vollendet und wird ihn nächstens in Buchhandel erscheinen lassen. Von Lund begiebt sich Strindberg nach Stockholm, wo er ein neues Drama für die Bühne vorbereiten will. — Mit dem Ins-Kloster-Gehen scheint es also noch gute Wege zu haben. —

Kunsthandwerk.

— Am 4. März wurde, wie man der „Voss. Ztg.“ aus London schreibt, die von William Morris gegründete und als „Kelmscott-Press“ bekannte Druckerei in Hammersmith nach ungefähr siebenjährigem Bestehen geschlossen. Es ist nicht wahr-scheinlich, daß dieses Unternehmen großen Gewinn abgeworfen hat; aber da William Morris für seine Zeichnungen und seine Aufsicht nichts berechnete, kann auch von einem Verlust nicht wohl die Rede sein. In der „Kelmscott-Press“ sind im ganzen 53 Werke gedruckt worden, wovon über 20 von W. Morris verfaßt oder doch überseht worden sind; fünf waren Neudrucke von Ausgaben Daxton's; die Ausgabe „Chaucers“, „Psalmi Penitentiales“, „Landes Beatge Mariae Virginis“, Sir Percyvelles, Sir Degravaint, Sir Isumbras's Romane waren eigene Schöpfungen, soweit Textausstattung in betracht kam. Shakespeares Gedichte und Sonnete Tennison's „Maud“, Swinburne's „Atalanta in Calydon“ und die Gedichte von Keats, Shelley und Hoffset waren nebst den Auswahlen von Herrick und Coleridge die beliebtesten der von Morris gedruckten Bücher. Da durchschnittlich nie mehr als 300 Exemplare gedruckt wurden, ist es nicht überraschend, daß der Werth der aus „Kelmscott Press“ stammenden Werke in der letzten Zeit bedeutend über den Kaufpreis gestiegen ist. Das letzte in der Druckerei entstandene Buch enthält eine interessante Schilderung der von Morris mit der Gründung der „Kelmscott Press“ angestrebten Ziele. Das Papier war dem in Bologna um 1473 gebrauchten nachgemacht. Die Lettern der goldenen oder römischen Art wurden nach Mustern zweier Franzosen N. Jensen und J. Verouge, die um dieselbe Zeit in Venedig lebten, gegossen. Die gothischen Buchstaben

wurden den von Schöffer in Mainz, von Mentelin in Straßburg und von Zainer in Augsburg gebrachten nachgebildet. Die Holz-blöcke der Zeichnungen befinden sich im britischen Museum und dürfen ein Jahrhundert lang nicht gebraucht werden. Die Matrizen der Buchstaben befinden sich in den Händen der Testamentsvollstrecker des William Morris und dürfen zum Abdruck von Sonderausgaben seiner Werke benutzt werden. —

Aus dem Thierreiche.

— Das „Seemoos“ ist heute in vielen Häusern zu finden; namentlich zur Winterzeit, wenn viele Pflanzen des Winterschlaf halten, muß es unsere Ampeln schmücken, und es erfüllt diese Pflicht in der selbstlosesten Weise, denn es fordert durchaus keine Pflege, nicht einmal Wasser. Das Seemoos hat kein Leben, es erhält sich demzufolge unverändert. Nur darf es dem Sonnenlicht nicht allzu sehr ausgesetzt werden, sonst verblaßt seine Farbe, denn diese ist nicht echt. Der Ursprung des Seemooses dürfte wenig bekannt sein; wir entnehmen hierüber einiges einem in der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ veröffentlichten Aufsatz: Wer den Sommer in einem unserer Seebäder verbracht hat, erinnert sich vielleicht, ähnliche Gebilde am Meeresstrande gefunden zu haben; nur sehen sie glänzend hellbräunlich aus. Es war das „Seemoos“ in seiner natürlichen Beschaffenheit, denn das Grün ist künstliche Färbung. Den Namen „Seemoos“ trägt das Gebilde jedoch mit Unrecht. Trotz seiner Pflanzenähnlichkeit stammt es nicht aus dem Pflanzen-, sondern aus dem Thierreiche. Es ist ein Polypenstock, eine Sertularie. Betrachten wir die Zweige genauer, so finden wir, daß sich zahlreiche kleine Knötchen auf ihnen befinden, und unter Anwendung der Lupe erkennen wir, daß dies becherartige Erweiterungen sind. In diesen Bechern saßen einst, als sich der Stock noch am Grunde des Meeres befand, die kleinen Polypen-Thiere. Sie haben einen zylindrischen Körper, an dessen oberem Ende um den Mund herum gegen zwanzig weiße, fadenförmige Fangfäden stehen, sodas die Thierchen wie zarte, zierliche Blüten aussehen. Während die Pflanzen des Meeres der Blüten entbehren, finden wir sie bei den Thierbäumen. Ein solches Polypen-Bäumchen mit seinen Tausenden von zierlichen Polypen, welche in beständiger Bewegung sind, ge-währt einen reizenden Anblick. Nach allen Seiten neigen und wenden die kleinen Thierchen den weichen, schlanken Körper, ziehen sich abwechselnd zusammen und dehnen sich wieder aus, während die biegsamen Fangfäden begehrlieh sich schlängelnd hin- und herbewegen, um Infusorien und andere der kleinsten Wassergeschöpfe zu fangen und dem gierigen Munde zuzuführen. Das Bäumchen selbst entsteht als Ausscheidung der Thiere. Aber wir dürfen nicht glauben, daß es, wenn auch aus Hornstoff bestehend, eine todte Masse ist, welche den Thieren nur als Behausung dient, wie etwa den Schnecken und den Muscheln ihre Schalen. In der Mitte des Bäumchens befindet sich ein Achsenanal, welcher Aeste und Zweige durchzieht und mit der gemeinsamen Leibmasse der Thiere ausgefüllt ist, so daß durch diese sämtliche Thiere mit einander im Zusammenhang stehen. Auch der Nahrungsfaß zirkulirt durch die gemeinsame Leibmasse durch das ganze Bäumchen. Was ein Thier fängt und verzehrt, kommt allen übrigen zugute. So arbeitet jedes Thier für das all-gemeine Wohl und wenn ein Thierchen unfähig ist, sich Nahrung zu erwerben, wird es von den übrigen versorgt. —

Aus dem Thierleben.

t. Ein seekrankter Hecht. Ein sehr merkwürdiger Fang wurde vor wenigen Monaten in einer Oberförsterei des pommerischen Kreises Bütow gethan und dem Museum in Berlin zur Begut-achtung überwiesen. Der Konservator Krause schreibt darüber an die „Allgemeine Fischerei-Zeitung“: In einer abends in den dortigen See ausgelegten Reuse fand man nach einer sehr stürmischen Nacht einen ungewöhnlich großen Hecht verwendet vor. Der Fisch wog ausgenommen 13 Pfund und war 130 Zentimeter lang. Außer dem Hecht schwammen in der Reuse sechs lebende Barsche, eine Menge kleiner halbverdauter Barsche und ebenfalls halbverdauter Reste von einem Krebs. Der todte Hecht hatte hinten im Schlunde quer eine große Krebscheere stecken, die mit der Spitze nach außen durch die Bauchwand durchgedrungen war. Nach der Meinung des Oberförsters sollte sich dieses Trauerspiel folgendermaßen zugetragen haben: Bei dem starken Sturme suchten die Fische Schutz und gingen in die Reuse. Der Hecht konnte aber in derselben, da sie nur 80 Zentimeter lang war, für seine Länge keinen Platz finden und mußte sich sehr quälen, bis er darinnen war. Dabei wurde er vom Wellenschlage beständig gerüttelt. Durch dies fortgesetzte Rütteln in der gekrümmten Stellung wurde ihm „sehr übel“ oder mit anderen Worten: er wurde seekrank und gab den Mageninhalt von sich, der aus kleinen Barschen und einem zerstückelten Krebs bestand. Die eine Scheere des Krebses, die sehr groß war, muß sich dabei quer gestellt haben. Sie steckte beim Herausnehmen seitlich in dem Hecht, hatte sich also von innen nach außen durchgebohrt. Beim Ausklappen des Fischmaules konnte man sie sehen sehen. Außerdem waren in dem weiten Maule auch noch Barschreste erkennbar, ein Beweis, daß auch die anderen in der Reuse schwimmenden Reste aus seinem Magen stammten. Nach der Meinung des Zoologen ist diese an sich nicht unwahrscheinlich klingende Erklärung von dem seekranken Hecht vielleicht doch un-richtig. Fische und namentlich Raubfische geben nach mehrfachen Beobachtungen im Zustande großer Angst ihren Mageninhalt von sich. Dies mag auch hier der Fall gewesen sein. Der Hecht hatte

Schub in der Reuse gesucht, wo ihn das Schantern, die Enge seines Schlupfwinkels und die vergeblichen Bemühungen zu seiner Befreiung in starke Angst versetzten. Das Erbrechen erfolgte mit so großer Gewalt, daß die Krebszweige sich quer stellten und durch die Speiseröhre und das Fleisch nach außen gedrängt wurde. Der Tod war wohl eine Folge der starken Verwundung und Blutung, verbunden mit der nervösen Aufregung der engen Gefangenschaft. —

Physikalisches.

— Ueber die Farbe des Himmels und der Meere sind neuerlich sehr eingehende Untersuchungen angestellt worden, die die alte Frage in der Hauptsache erschöpfend beantworten. Bezüglich der blauen Färbung des Himmels hatten zuerst die englischen Physiker J. Lyndall und Rayleigh nachgewiesen, daß staubartige Massen in der Atmosphäre das weiße Sonnenlicht zurückwerfen, derart, daß die kürzeren Lichtwellen viel vollkommener zurückgeworfen werden, als die längeren. Die kürzesten sind die blauen Strahlen im Sonnenlicht, die längsten die rothen, und es werden zehnmal soviel blaue Strahlen als rothe reflektirt. Dasselbe findet im Wasser statt. Hier kommt aber eine noch stärker wirkende Ursache hinzu. Beim Eindringen in das Wasser werden dem weißen Sonnenlichte durch Absorption große Theile der rothen und gelben Strahlen genommen. Die an den äußerst kleinen Theilchen fester Substanzen im Wasser stattfindende Reflexion betrifft also schon überwiegend blaues Licht, dessen wirklich blaue Strahlen zehnmal so stark, wie der Rest der rothen zurückgeworfen werden. Durch diese zweifache, sich gegenseitig verstärkende Wirkung wird also die blaue Farbe des Meeres vollständig erklärt. Die Veränderungen der Meeresfarbe, besonders das Grün des Meeres, haben jetzt durch die Ergebnisse der deutschen Plankton-Expedition (von Dr. D. Krümmel) eine sehr wohl begründete Erklärung erfahren, auf die Dr. Abegg in Nr. 14 der „Naturw. Rundsch.“ näher eingeht und auch eigene Beobachtungen in verschiedenen Meeren hinzuzieht. Je durchsichtiger und klarer das Meerwasser war, um so reiner das Blau seiner Farbe. Je trüber das Wasser aber ist, um so größer und zahlreicher also die reflektirenden festen Substanzen, desto früher findet die Reflexion des weißen Sonnenlichtes an ihnen statt; also ist auch die Absorption der gelben und rothen Strahlen eine schwächere. Dadurch wird aber das weiße Licht nur grün gefärbt, und zwar um so mehr, als auch die Reflexion an den größeren Substanzen nicht mehr die blauen Spektralfarben des Sonnenlichts so stark vor den rothen bevorzugt. Es erscheint hiernach auch erklärlich, warum in der Nähe der Küsten das Blau des Meeres weniger vorherrscht als das Grün. Durch die Brandungen werden von den Küsten größere feste Substanzen ins Wasser gebracht, wobei dann durch geringe Absorption und Reflexion längerer Lichtwellen die grünen Strahlen überwiegend zur Wirkung kommen müssen. Es wird natürlich von der Beschaffenheit der Küsten abhängen, ob kleinere oder größere Theilchen durch die Brandung losgerissen werden, so daß z. B. in der Nähe der Felseninsel Solotra das Meerwasser in der Nähe des Landes auffallend blau blieb. Es erscheint hiernach ausichtslos, durch die Farbe der Meere und Seen auch geologische Aufschlüsse über die betreffenden Gebiete zu erlangen. —

Technisches.

k. Neue Glühfäden für elektrisches Licht von Auer. Der österreichische Physiker, dessen Name durch das Gasglühlicht in der ganzen Welt bekannt geworden ist, hat soeben auch für das elektrische Glühlicht eine neue Erfindung gemacht, durch welche die Glühfäden haltbarer und leuchtender werden sollen. Das Platinmetall Osmium galt bisher als ein bei sehr hoher Temperatur sich schnell verflüchtiger Körper. Nach Auer's Versuchen ist dies durchaus nicht der Fall, vielmehr ist Osmium selbst bei der Verdampfungs-Temperatur des Platins sowohl im Vacuum, als auch in gewissen reduzierend wirkenden Gasen und Gasgemischen nicht flüchtig; ein Osmiumfaden, von einem genügend starken elektrischen Strom durchflossen, strahlt ein blendend weißes intensives Licht aus, ohne zu schmelzen, bei den höchsten Temperaturen bleibt er fast starr. Zur Verfertigung von Glühfäden aus Osmium wird dasselbe in metallischem Zustande auf irgend eine Weise, z. B. in dünnen Schichten eventuell unter Zusatz eines Bindemittels oder elektrolytisch auf einen dünnen Metalldraht aufgetragen; alsdann wird ein starker Strom hindurchgeleitet, unter dessen Einwirkung sich der Metalldraht verflüchtigt, während die dünne Osmiumröhre zurückbleibt und als Leucht- oder Glühfaden benutzt werden kann. Uebrigens können nach Auer zur Herstellung dieser Glühfäden oder eigentlich Glühröhren außer Osmium auch seine Legirungen mit anderen Platinmetallen, wie Platin, Iridium, Rhodium und vor allem Ruthenium benutzt werden; auch mit Thorozyd kann das Osmium oder die Osmiumlegirung noch überzogen werden. —

— Ein selbstthätiges Klappthor. Eine für den Bau von Schleusen wichtige Erfindung ist in Lübeck an der ersten in den Lauf des im Bau begriffenen Elbe-Trave-Kanals eingesetzten Schleuse probirt worden. Es handelt sich um ein selbstthätiges Klappthor und die Schaffung von Umlaufhebern, welche das aus dem Oberwasser in die Schleuse eindringende Wasser in nebenliegende Sparrkanalern fängt und dadurch jeder unnützen Wasservergeudung

vorbeugt. Die Einrichtung war bisher nicht praktisch probirt. Nachdem nun die erste Schleuse bei Krummesse unweit Lübeck fertig ist und die Probe glänzend bestanden hat, darf man annehmen, daß Schleusen-Anlagen für die Folge vielfach nach diesen äußerst einfachen Prinzipien geschaffen werden. Das Oberwasser wird durch ein Klappthor abgeschlossen, das sich als ein hohles Rechteck darstellt. Erscheint ein Schiff vor der Schleuse, so wird der Hohlraum voll Wasser gelassen und das Thor fällt einfach ins Wasser, an dem Grund des Schleusenvorbaues. Das Schiff oder der Schlepplug geht in die Schleuse hinein, und das vorher mit Wasser gefüllte Thor wird durch eine mittels des andringenden Wasserdruckes in Thätigkeit gesetzte Pumpe wieder leer gepumpt und hebt sich selbstthätig wieder. Gleichzeitig tritt nun eine Heberglock in Thätigkeit, welche das in die Schleuse gelassene Oberwasser in eine Sparrkammer befördert. Der Wasserstand in der Schleuse wird dadurch mit dem Unterwasser gleich und die Schleusenthore am Unterhaupt werden frei und öffnen sich ohne Mühe. Das ist namentlich für wasserarme Kanäle auf kleinem Niederschlagsgebiet äußerst werthvoll, weil zum Durchschleusen immer wieder dasselbe Wasser benutzt wird und nichts entweicht. —

Humoristisches.

— Gemüthliche Todesfurcht. Arzt (vor der Operation zum Patienten): Und nun die Hauptsache: Muth und Ruhe! Geben Sie sich keinen trüben Gedanken hin, Sie sollen sehen, morgen lachen Sie über diese Todesahnungen.

Patient (düster): Morgen? Wenn ich morgen noch lebe, heiß' ich Hans! —

— Unterschied. Nachtwächter (zum Studenten): Wenn Sie nicht sofort das Singen unterlassen, arreire ich Sie!

Student: Ach was! „Singe, wenn Gesang gegeben“, heißt es im Umland!

Nachtwächter: Sie sind aber hier in Deutschland und nicht in Umland! —

— In der Sieges-Allee (bei den Rundbänken). Schusterjunge (einem Sprengwagenkutscher nachrufend): Sie, Kutscher, halten Sie an, da liegt ja 'ne Menge Geld vor Ihnen.

Kutscher: Wo denn, dummer Junge?

Schusterjunge: Na, links da drüben, Sie haben ja eben die Bank jeiprengt! — („Lustige Blätter“.)

Vermischtes vom Tage.

y. Ein Wirtschaftsbesitzer in der Ortschaft Fischau (Hannover) legte sich, wie es auf dem Lande immer noch üblich ist, Spinnweben auf eine unbedeutende Schnitzwunde. Zwei Tage darauf starb er an Blutvergiftung. —

— Auf der Übungsfahrt des Kieler ersten Geschwaders wurden bei Stagen 3 Matrosen des Flaggschiffes über Bord gespült. Einer ertrank. —

y. In Hannover wurden am Montag zwei Kinder von der elektrischen Straßenbahn überfahren und getödtet. —

— Die Dorfschule in Kattohmsfeld in Thüringen zählte im letzten Jahre 12 Kinder. Die halbe Klasse hörte auf den Namen „Dielen Schneider“. Unter den 12 Kindern war nur ein Knabe. —

— Sechs junge Burschen wurden in Selsenkirchen festgenommen, die jene Gegend seit Monaten unsicher machten. Drei Morde, zwei Raubansfälle, mehrere Diebstähle und eine Brandstiftung haben sie bereits eingestanden. —

— In Zawodzie (Oberschlesien) wurde eine Frau von ihrem Manne, von dem sie getrennt lebte, überfallen und durch Messerstiche getödtet. —

— Der Dachstuhl des Börsegebäudes in Wien ist niedergebrannt. —

— In der Ortschaft Poddiehl im Kreis Romsitz ist bei einer Fahrt über den stark geschwollenen Arwafluß ein Boot mit acht Arbeitern gekentert. Alle acht Insassen ertranken. —

— Von seiner Frau ermordet wurde ein Arbeiter in Dombrowa-Gora (Russisch-Polen). Den Leichnam versenkte die Frau in einen Teich. —

— Durch andauernden Regen haben Sereth und Pruth ihre beiden Ufer überschwemmt und in der Moldau und in Bessarabien Felder, Straßen und Bahndämme beschädigt. Auch die stetig wachsende Donau läßt Hochwasser besorgen. —

c. s. Ein Theaterkritiker in Bari (Italien) wurde zu vier Jahren Gefängniß verurtheilt, weil er sich von Schauspielern und Sängern die lobenden Kritiken bezahlen ließ und ihnen mit Schmähtiteln drohte, wenn sie nicht bezahlten wollten. —

— Die Insel Sizilien wurde von einem heftigen Wirbelsturm heimgesucht. Namentlich in der Provinz Messina richtete er bedeutenden Schaden an. Dort soll fast die gesamte Südrückseite zerstört sein. Zahlreiche Personen wurden verlegt. —

— In Paris hat sich der junge Maler Carpentier, dem die „Salon“-Jury das eingesendete Bild zurückgewiesen hatte, mit Cyankali vergiftet. —

c. s. Robert Reibel, der Herausgeber und Redakteur des „Armen Teufel“, ist in Detroit (Nordamerika) im Alter von 50 Jahren gestorben. —